



Salzburgs Friseursalons. Drei Beispiele aus dem 19. Jahrhundert

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Die Familie Mozart hatte auf ihren Reisen einen eigenen und die Fürsterzbischöfe sowieso. Die Rede ist von Friseuren. Auch in Salzburg stand die Wiege des späteren Friseurberufs in den mittelalterlichen Badestuben. Freilich waren die damaligen Tätigkeiten mit jenen, die heute in einem Friseursalon angeboten werden nicht vergleichbar.

Aus dem Beruf des „Scherers“ in den Badestuben entwickelte sich zuerst der Barbier. Neben dem Rasieren und Haareschneiden – bei der männlichen Bevölkerung – übernahm er unter anderem auch das Aderlassen und teilweise das Schröpfen. So entwickelte sich aus der Aderlassschlüssel auch das Barbierbecken – das Standessymbol der Barbieri. Lange Zeit war dies auch das Symbol der Friseure, obwohl sie sich ab dem Ende des 19. Jahrhundert immer stärker von den Barbieren distanzierten, denen sie mangelhafte Ausbildung und geringes Können unterstellten. Um 1860 gab es in der Stadt Salzburg erst drei

Gewerbetreibende, die sich selbst überhaupt als Friseure bezeichneten, während zeitgleich 13 Männer das Barbierhandwerk ausübten. Immer wieder flammte auch die Diskussion auf, ob das französische Wort „Friseur“ nicht durch deutschsprachige Begriffe wie Haarkünstler, Haarschneider, Haarkräusler oder Haarpfleger zu ersetzen sei.

Der lange Schatten der Tradition

Noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wirkte das auf männliche Bedürfnisse fixierte Berufsbilder des Barbiers fort. Und so musste noch 1852 das k.k. Handelsministerium klarstellen, dass Haareschneiden nicht durch Wundärzte erfolgen darf! Im Jahr 1879 verwies der langjährige Vorsitzende der Salzburger Friseure, Jakob Geil (1850-1915), bei seiner Geschäftseröffnung auf seine fünfjährige Lehrzeit beim Salzburger Stadtwundarzt Carl Leonhart (1829-1889) und verstand dies wohl als Aussage über seine hervorragende Qualifikation.

Ausgewiesene Damenfriseure gab es in der Stadt vor der Jahrhundertwende kaum! Das Genderpricing – also unterschiedliche Preise für Damen und Herren – wirkte sich damals nicht nur für die männlichen Kunden, sondern auch für die Belegschaft positiv aus. Während Männer für die Haarpflege weniger als Frauen bezahlten, erhielten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei einer „Damenbedienung“ sogar bis zu 10 Prozent Provision.

In der Sammlung des Salzburg Museum finden sich zahlreiche Plakate, sowie Gerätschaften, die für einen Bader, einen Barbier bzw. Friseur unerlässlich waren. Das Spektrum reicht dabei vom Barbierbecken über Scheren, Rasiermesser bis hin einer Haarschneidemaschine, die mit Muskelkraft betrieben wurde. Die gesammelten Onduliereisen bzw. Brennscherenwärmer wurden kommerziell erst mit der Ausweitung des Kundenkreises auf Frauen benötigt. Ab der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert machte der Rasierhobel und bald der Sicherheitsrasierer den Barbieren bzw. Friseuren bei der männlichen Kundschaft eine immer größere Konkurrenz. Dies war vermutlich nur einer der Gründe,

warum das Angebot für Frauen in der Folge immer mehr ausgeweitet wurde.

Salzburgs erste Damenfriseurin?

Der Friseurberuf war lange Zeit fest in Männerhand und Frauen hatten es schwer Fuß zu fassen. 1893 wollte die Wiener Friseurinnung einem weiblichen Friseurlehrling die Freisprechung als Rasurgehilfen wegen „Schicklichkeitsrücksichten“ verweigern. Dies lag auch daran, dass das Frisieren und Haareschneiden außer Haus bei Frauen später als bei Männern zur Mode wurde. Lange Zeit war es üblich den Friseur z.B. vor dem Besuch eines Balls zu sich ins Haus zu bestellen. Und so verwundert es nicht, dass Salzburgs Friseure noch bis um 1900 in den Zeitungsannoncen immer auch auf ihre Hausbesuche hinwiesen. Zahllose Zeitschriften gaben den Frauen überdies Anleitungen, samt Abbildungen, wie die aktuellen Frisuren selbst gekämmt, gebunden oder gesteckt werden konnten. Die damaligen Modefriseure spielten mit einem Adelsbezug und hießen dann in der Saison 1886/87 *Elisabeth-Frisur* oder auch *Stephanie-Frisur* und in der Saison 1890/91 gab es eine *Princess Beatrix-Frisur* ebenso wie eine *Valerie-Frisur*. Während in Wien ab den 1880er Jahren öffentliche Bewerbe im Damenfrisieren existierten, fand in Salzburg erst 1907 ein solcher Wettbewerb statt!

Eine der ersten Frauen, die in Salzburg ein Friseurgeschäft eröffnete, dürfte vermutlich die, aus Oberösterreich stammende, Johanna Feyerl (1819-1899, geb. Jerg) gewesen sein. Feyerl begann Anfang der 1860er Jahre am Hannibalplatz (heute: Makartplatz) mit ihrer Friseurinnentätigkeit. 1866 übersiedelte sie – nach der Hochzeit mit dem Gold- und Silberarbeiter Martin Feyerl – ihr Geschäftslokal ins „Gewölbe an der Bürgerspital-Kirche“. Sie war eventuell auch die erste, die sich alleine auf ein weibliches Publikum spezialisierte. Feyerl bezeichnete sich selbst als „Damen-Friseurin“ als sie im Jahr 1869 ihr Geschäft in der Getreidegasse bewarb. Nur wenige Monate später, im August 1870, übersiedelte sie ihren Friseur-Salon erneut – dieses Mal an die Ecke Klampferergasse mit der „Front gegen die Salzach“. Sie sicherte ihrer weiblichen Kundschaft eine moderne und geschmackvolle Ausführung „bei billigen Preisen“ zu. Doch nur

wenige Jahre später – im Jahr 1878 – war der Betrieb am Ende, die gesamte Einrichtung wurde versteigert und die Spuren von Frau Feyerl verlieren sich.

Johann Stojanovic - ein Wiener Friseur

Deutlich erfolgreicher verlief die Friseurkarriere von Johann Stojanovic (auch: Stojanowitsch). Stojanovic wurde 1838 in Neusatz im Königreich Ungarn (heute: Novi Sad/Serbien) geboren. Über Wien kam er mit seiner Gattin Anna, die 1836 in Königgrätz in Böhmen (heute: Hradec Králové/Tschechien; gest. 1893) geboren wurde, nach Salzburg.

Am 10. April 1869 eröffneten die beiden einen „Wiener Rasir- & Frisir-Salon“ im Eckhaus der Theatergasse (1881 abgebrochen). Seine Wiener Ausbildung sollte Stojanovic noch lange in seinen Zeitungsanzeigen hervorheben, und er pries darin nicht nur den Salon an, sondern bot auch – wie damals üblich – Hausbesuche, sowie Abonnements für das Rasieren, aber auch das Frisieren an. Seine Frau, so wurde betont, kümmere sich im gleichen Ausmaß um die weibliche Kundschaft. 1875 übersiedelte der Salon an die Adresse Hannibalplatz.

Ab den 1860er Jahren begannen Salzburgs Friseure auch, wohl als zusätzliche Einnahmequelle, verschiedenste Parfümerieprodukte zu verkaufen und Frauenhaare – für Perücken und Haarteile – anzukaufen. Im Parfümeriebereich machten sie damit allerdings einer Reihe von bestehenden Gewerbetreibenden Konkurrenz. Nicht so seriös war wohl der Handel mit allerlei Haarwuchsmitteln, wie ihn auch Stojanovic betrieb.

Stojanovic bewarb seine Parfümerieprodukte „der ersten Hoflieferanten“ sowie sein großes Sortiment an Toilettenartikel. Mit letzteren waren vor allem Kämme, Haarnadel aber auch Frisurnetze gemeint. Während der Lebenszeit von Stojanowitsch erlebte der Friseurberuf zahlreiche Professionalisierungsschübe: In handwerklicher Sicht beschleunigte die bereits in den 1860er-Jahren erfundene

Haarschneidemaschine die Tätigkeit des Haareschneidens. In organisatorischer Sicht kämpften die Friseure im Land Salzburg für eine eigene berufliche Vertretung, da sie in jedem Bezirk einer anderen Interessensvertretung zugeordnet wurden. So wurden sie im Gasteinertal der Genossenschaft der Gastwirte zugeteilt. 1892 trafen sich die Friseure erstmals zum *Österreichischen Friseurtag*, um aktuelle berufliche Fragestellungen zu erörtern. Die Lehrzeit sollte einheitlich auf vier Jahre verlängert werden und zur reinen handwerklichen Tätigkeit kam die bereits erwähnte Kaufmannskomponente mit den Kosmetikprodukten hinzu. Und schließlich wurden immer neue hygienische Maßnahmen, wie die Desinfektion der Schneidgeräte, zum Schutz der Kundinnen und Kunden ergriffen. Auch stieg in jener Zeit das Selbstbewusstsein der Friseure und man versuchte sich immer klarer von den reinen Barbieren abzugrenzen.

Bereits zwei Jahre später, am 15. Oktober 1877, übersiedelte Stojanovic sein Geschäft erneut, dieses Mal in die Theatergasse. Nach der Errichtung des Bazar-Gebäudes verlegte er im Juli 1882 neuerlich seinen Salon. Damals waren in jenem Teil des Gebäudes der heute die Spängler Bank beherbergt, zahlreiche Geschäfte eingemietet. In den 1880er Jahre eröffnete Stojanovic schließlich eine Filiale in Zell am See in der Seegasse. Anfangs arbeitete die Ehefrau ebenfalls im Geschäft, doch dürfte sie sich dann mehr um die drei Töchter (Pauline, Marianne und Hedwig) sowie den Sohn Ludwig gekümmert haben, da in der Werbung kein namentlicher Bezug mehr auf sie erfolgte.

Der Sohn Ludwig übernahm nach dem Tod des Vater 1897 das Friseurgeschäft und vollendete die Eindeutschung des Familiennamens von Stojanovic zu Stojanowitsch. Ludwig Stojanowitsch (1875-1899) konnte das Geschäft des Vaters aber nur kurze Zeit fortführen ehe er im jugendlichen Alter von nur 24 Jahren ebenfalls verstarb.

Ein Friseur in der Vorstadt: Konrad Wondre

Zugewandert war auch der Friseur Konrad Wondre (1873-1910). Wondre

stammte aus Iglau in Mähren (heute: Jihlava/Tschechien) und kam 1893 als Friseurgehilfe nach Salzburg. Hier heiratete er 1896 Antonie (1878-1933, geb. Steiner) aus Linz. Wondre kaufte in der Müllner Hauptstraße das Friseurgeschäft des Salzburger Gemeinderats Karl Brunner (1851-1927) und baute sich „durch sein geschäftliches Können, sowie sein stets zuvorkommendes Benehmen“ eine gute Existenz auf. Er war auch einer der ersten, die sich in der neuparzellierten Ignaz-Harrer-Straße ein Haus errichteten. Hier wurde von Konrad Wondre auch eine Filiale seines Friseurgeschäfts eingerichtet. Wondre war aber auch standespolitisch tätig, nämlich in der Genossenschaft der Friseure und Barbieri, deren Vorsitzender Gemeinderat Karl Brunner war.

Aus den Annoncen, die Wondre regelmäßig in den unterschiedlichen Medien inserierte, wissen wir auch, dass er beispielsweise zum Wochenlohn von zehn Kronen für einen „tüchtigen Herrenbediener“ auch ein Frühstück und ein Mittagessen bot. Während Wondres Berufsleben gab es zahlreiche Neuerungen in der Friseurbranche: Denn um die Jahrhundertwende kamen in Salzburgs Friseursalons erstmals Haarwaschbecken und elektrische Haartrockner zum Einsatz. Und kurz vor seinem Tod wurde die lange geforderte Fachschule für Friseure in der Stadt Salzburg endlich Realität.

Nach dem 1. Weltkrieg wandelte sich der Friseurberuf und die Haartrends neuerlich massiv: Es begann der Siegeszug der Dauerwelle, der an die Friseurinnen und Friseure neue fachliche und technische Anforderungen stellte. Und ab 1921 wurde es, dankt der Filmschauspielerin Asta Nielsen (1881-1972) sogar vorstellbar, dass Frauen kurze Haare in Form eines Bubikopfes trugen.



Moorbäder im Salzburger Südwesten

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger

Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen – Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Ursinnen, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Von der heilenden Wirkung des Moores war erstmalig 1525 im „Badebüchlein“ des Arztes und Universalgelehrten Paracelsus zu lesen, wenngleich das Moorbad in der Volksmedizin wohl schon viel früher seinen Einzug hielt. Napoleon soll das Wissen um dieses Naturheilmittel von seinem Ägyptenfeldzug mitgebracht haben. Auf dessen Veranlassung hin wurde etwa mit dem Moorbadehaus in Bad Nenndorf (D) eine Kuranstalt für seine Soldaten errichtet.

Ab diesem Zeitpunkt eröffnen überall in Europa Moorbadehäuser, von denen einige in kürzester Zeit zu Nobelkurorten avancierten. Mit der in der letzten Eiszeit entstandenen Moorlandschaft, die vom Untersberg bis an den innerstädtisch gelegenen Rainberg reicht und der 1807 fertiggestellten Moosstraße, die zur Erschließung dieser Landschaft ausschlaggebend war, eröffnete sich für die SalzburgerInnen die Möglichkeit, sich der gesundheitsfördernden Wirkung des Moores in Form von Bade- und Kurhäusern zu bedienen. So gab es bereits Mitte des 19. Jahrhunderts z. B. das Marienbad, Karlsbad und Ludwigsbad im Leopoldskroner-Moos oder aber auch das Kreuzbrücklbad in Salzburg-Maxglan.

Die Fotosammlung des Salzburg Museum beherbergt zahlreiche Aufnahmen von

diesen Anstalten. Denn über Jahrzehnte wurden die ständigen Neuerungen als auch der Alltagsbetrieb in Form von Werbeplakaten sowie auf Ansichtskarten wiedergegeben. Von Beginn an wollte man durch gezielte Werbung die Attraktivität der Einrichtung steigern und somit die Besucherzahlen erhöhen.

Zurückzuführen ist die Wiederentdeckung dieser Naturheilkräfte auf die großangelegten Trockenlegungen von Sümpfen und Mooren in der frühen Neuzeit, die in Stadt und Land Salzburg auf allerhöchste Anordnung der Fürsterzbischöfe erfolgt ist. Im Pinzgau fanden die Entwässerungen, die die Bevölkerung unter anderem auch vor Fieberkrankheiten schützen sollten, ab 1520 statt, im stadtnahen Untersbergmoor wurden sie mit Unterbrechungen ab 1598, 1678 und 1740 vorangetrieben. In Folge dessen nahm auch die Tätigkeit des Torfstechens zu, brauchte man diesen in getrockneter Form in immer größerem Umfang als Brennmaterial für die aufkommende Industrie und den Bergbau. Es war schließlich der Stadtphysikus Dr. Wolfgang Oberlechner (1767-1829), ursprünglich den heilenden Kräften von Quellwasser verschrieben, der 1826 seine Erkenntnisse zu den Inhaltsstoffen und zur Wirkung des Moores verschriftlichte. Als Mann der einfachen Methoden reichte es ihm zunächst, diese heilenden Wirkstoffe in deren einfachsten Art zu konsumieren, nämlich durch ein gegrabenes und sich selbst füllendes Moorwasserloch an Ort und Stelle. Mit der Eröffnung des ersten Moorbades in einem alten Bauernhaus im heutigen Maxglan setzte er 1827 schließlich den Grundstein für ein sehr erfolgreiches Gesundheitskonzept und Geschäftsmodell, welche über Jahrzehnte anhalten sollten.

Der Anfang

Die *Torfmooranstalt Bethsaida*, im Volksmund später auch Kreuzbrücklbad genannt, wurde von Dr. Oberlechner 1827 als erstes Heilbad im 1740 errichteten Vogelfangergut oder auch Kreuzbruckenhof eingerichtet. Die Badegelegenheiten waren dabei zunächst in zwei hölzernen Hütten untergebracht. Es mag dem frühen Tod von Dr. Oberlechner geschuldet sein, dass sich die geplante Kuranstalt zunächst zu einem Armenbad entwickelte, in dem die Einheimischen zwar die Wirkung des Moors auf Gicht und Rheuma zu schätzen wussten, es aber auch ganz allgemein für die Körperhygiene zweckentfremdeten. So führte das

Kreuzbrücklbad über viele Jahre ein bescheidenes Dasein, was auch darauf zurückzuführen war, dass Dr. Oberlechner nur ein Jahr später mit einer zweiten Wannenanstalt im Gasthaus Mittermoos eine Konkurrenzbetrieb eröffnete, aus der später das elegante Marienbad hervorgehen sollte. Weiters war es wohl nicht förderlich, dass die Betreiber des Bades in Sachen Hygiene und Service keine besonderen Anstrengungen an den Tag legten, wie ein leicht überzeichneter Leserbrief einer bayerischen Zeitung zeigt: *„Wer auf anständige Weise und in Gesellschaft einen Selbstmord begehen will, darf nur in Kreuz- oder Leidbrückl gehen, dort kann er der Reihe nach verhungern, verdursten oder vor Gift und Galle abspringen, ganz wie es ihm beliebt. (...) Dieß Alles wäre aber nicht nothwendig, wenn sich der Wirth dazu bequemen würde, statt Fliegen zu fangen, die Gäste im Verein mit seiner Gattin zu bedienen und sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß eine Baderestaurations keine Ausspeiserei ist.“*^[1] Dementsprechend konnte das Kreuzbrücklbad über viele Jahre nicht aus dem Schatten der Konkurrenzbetriebe treten, deren Anzahl im Laufe der Jahre immer weiter zunahm.

Das Bürgerliche

So eröffnete der ehemalige Militärarzt Dr. Anton Fiebinger im Leopoldskroner Ortsteil Untermoos 1841 ein zeitgemäßes Badehaus, in dessen Betrieb er seine Erfahrungen mit der Naturheilkunde einfließen lassen konnte. Als Anzeichen einer nötigen Kurbehandlung wurden von den ärztlichen Leitern der Anstalt die *„Unthätigkeit der Hautfunktion, wie chronische Ekzeme, Gicht, Muskel- und Gelenksrheumatismus sowie Zähmungen und Krämpfe, Skrofulose und Knochenerkrankungen sowie Krankheiten im Bereich der Sexual-Sphäre“* gesehen. Die dort verabreichten Anwendungen im Speziellen sowie der Betrieb der Kuranstalt im Ganzen, veranlasste die Salzburger Zeitung nach über vier Jahrzehnten des erfolgreichen Betriebs zu folgendem Artikel: *„Unter den Moorbädern heben wir das nach dem König Ludwig I. von Bayern, dem einstigen Besitzer des herrlichen Schlosses Leopoldskron genannte Ludwigsbad hervor. Eine geringe Stunde von Salzburg entfernt, an der von der Stadt bis zum Fuße des sagenreichen Untersberges führenden Moosstraße gelegen, besitzt es lichte, freundliche, trockene und bequem eingerichtete Zimmer, einen schattigen Garten, zweckmäßig eingerichtete Locale für Bäder, also Moorbäder, Schlamm-bäder, Soolenbäder, und ist durch eine viermalige Omnibusfahrt in reger*

Verbindung mit der Stadt. Herr Jacob Berger, der Besitzer des Ludwigbades, ist ein umsichtiger, freundlicher und gefälliger Wirth.„[2] Im Jahre 1915 wurde die Anlage um das Doppelte erweitert und blieb bis ca. 1970 in Betrieb. Es folgte die Nutzung als Gasthof bis 2006 und dient heute als Wohnanlage. Das Ludwigsbad mit seiner Parkanlage bot zu seiner Glanzzeit Platz für 70 Kurgäste und war kostengünstiger als das Marienbad.

Eine Erfolgsgeschichte

Die schon erwähnte Wannenanstalt im Gasthaus Mittermoos wurde 1850 von Leopold Dagga erworben, der das alte Wirtshaus abreißen ließ und durch einen zeitgenössischen Holzbau im Schweizer Stil ersetzte. Nach einem Brand 1855 wurde mit Stein gebaut und die neue Badeanstalt erhielt die Bezeichnung Marienbad, nach der gegenüberliegenden Pfarrkirche Maria Hilf. Neben den zeitgemäßen Behandlungen mit Moorwasser, Schlammhädern, Pflanzenlaugenhädern, salzsauren Moorbädern, Solehädern, sowie Schwitz- und Duschhädern, konnte sich das Kurhaus durch seine elegante Einrichtung von den anderen Anstalten abheben. So lobte 1891 das Salzburger Volksblatt den Ausbau der Kuranstalt hinsichtlich der Badezimmer mit Marmor-Bassins und Duschen, der Mosaikböden sowie der eleganten Fremdenzimmer und schrieb weiters: *„Mit allem Komfort der Neuzeit (...) sohin in der Lage, allen Anforderungen nachzukommen.“* Und weiter: *„Rollwägen und Tragsesseln zu unentgeltlicher Benützung, Restauration à la carte, österreichische Küche, großer schattiger Garten, nebst einem mit Fichtennadeln und Gesträuchen bepflanzter Park, Speisesaal, Spielzimmer, Klavier ect.“*[3] Erst in den 1970er-Jahren wurde der Badebetrieb endgültig eingestellt und das Gebäude an ein amerikanisches College verkauft.

Der Misserfolg

Wie so oft, wenn das Angebot überhandnimmt und die eigene Ausgangslage nicht optimal ist, kann ein ambitioniertes Projekt langfristig zum Scheitern verurteilt sein. Im Glauben an einen immer weiter ansteigenden Kurtourismus eröffnete 1844 Josef Hafner am Ende der Moosstraße bei Glanegg ein Bad im Gasthof „Zum Kaiser Karl“, vorerst Hafnerbad, später Kaiser Karls-Bad genannt. Zwar hatte er nachweislich das qualitativ beste Moorwasser und die beste Torferde, doch

konnte er sich wohl aufgrund der Randlage seines Betriebs nicht dauerhaft etablieren.[4] Weder der großzügig angelegte Park mit den Badelogen, das hochmoderne Dampfbad mit Moorwasserdämpfen noch der zweimal am Tag ankommende Personenwagen, der die Besucher von und in die Stadt brachte, verbesserte die Bilanz. Der spätere Eigentümer Benedikt Graziadei eröffnete im Frühjahr 1869 das nach eigenen Angaben „auf das eleganteste und komfortabelste“[5] restaurierte Kurhaus, doch schon weniger als ein Jahr später beging dieser, wohl aus einer finanziellen Notlage heraus, Selbstmord und auch seinem Nachfolger war kein finanzieller Erfolg beschert. Die wenigen Aufzeichnungen lassen darauf schließen, dass das Kaiser Karls-Bad 1871 endgültig geschlossen wurde.

Späte Erfolge Nach schwachen Anfangsjahren wurde schließlich im Kreuzbrücklbad 1887 ein erneuter Besitzerwechsel gemeldet. Das Ehepaar Hohensinn ließ das alte Gebäude in der Bräuhäusstraße abreißen und bot ab 1894 in einem neuen, zeitgemäßen Gebäude, zu den üblichen Therapien nun auch exklusiv das neuartige Kneipp-Kaltwassersystem an. Der einsetzende Erfolg der „Kneipp’schen Kaltwasseranstalt“ ging einher mit dem dynamischen Wachstum der Gemeinde Maxglan, was sich sowohl in der Anzahl der Badegäste als auch der Besucher der hauseigenen Restauration niederschlug. Ab dem Jahr 1902 betrieb man von Mai bis September eines der größten Schwimmbecken in ganz Österreich, was sogar den Schlossherrn von Klessheim, Erzherzog Ludwig Viktor, zu einem Besuch der Anlage und lobenden Worten veranlasste. Über Jahrzehnte was das 1.000m² große Becken ein beliebter Anlaufpunkt für die SalzburgerInnen, gab es doch nach der kriegsbedingten Zerstörung des Bades am Leopoldskroner Weiher vorerst nur das Volksgartenbad und ab 1950 das AYA-Bad in der Alpenstraße. Versuche das Kreuzbrücklbad der Stadt zu übereignen und somit langfristig weiterzuführen, scheiterten am hohen finanziellen Aufwand für die Sanierung sowie der Nähe zum 1964 eröffneten Freibad Leopoldskron. Das Bad schloss nach derzeitiger Quellenlage Ende der 1960er-Jahre, die Kuranstalt und die Restauration schon viele Jahre früher. Aus diesem Gebäudekomplex entstand das evangelische Seniorenheim Lobetal, dass bis zum Jahre 2000 bestand haben sollte.

[1] Leserbrief: Salzburger Bäder, in: Der Grenzbote (1883), Nr. 245.

[2] Salzburger Zeitung, Nr. 134, 14. Mai 1887

[3] Salzburger Volksblatt, Nr. 186, 19. August 1891, S. 5

[4] Gertraud Steiner: Wundervolles Wasser, Verlag Anton Pustet, 2012, S. 150

[5] Salzburger Zeitung, Nr. 114, 24. April 1869



Josef Ritter: Ein Opernstar aus

Salzburg

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Wir schreiben das Jahr 1907: Mit einer Mischung aus Verwunderung und Missgunst vermerkte der behandelnde Arzt, dass ihn der Patient duzte und von Kaiser Franz Josef I. nur als „Franzl“ sprach! Zu entnehmen sind diese Anmerkungen einem Patientenakt der „Landesheilanstalt für Gemüts- und Nervenkranken“ in Maxglan – heute als Christian-Doppler-Klinik bekannt. Der Patient über den so berichtet wurde, war niemand geringerer als Josef Ritter. Doch wer bitte war Josef Ritter?

Sein bemerkenswerter Lebensweg

führt ihn, den Wirtshaussohn vom Fuße des Unterbergs, über mehrere Stationen bis an die Hofoper nach Wien. Geboren wurde Josef Ritter in Drachenloch bei Grödig am 3. Oktober 1859. Ritters Eltern unterstützten „ihren Seppl“ nach Kräften. Das innige Verhältnis Ritters, besonders zu seiner Mutter, manifestierte sich nicht nur in den Erzählungen von Zeitgenossen, sondern auch im prächtigen Begräbnis, dass er für sie in Salzburg nach ihrem Tod 1894 ausrichten ließ.

Nach dem Besuch der

Volksschule in Grödig wechselte Richter in die k.k. Normal-Hauptschule in der Stadt Salzburg. Hier musste er, ebenso wie später in der k.k. Ober-Realschule eine Klasse wiederholen. Die Ober-Realschule besuchte er von 1872 bis 1874, ehe er nach der 2. Klasse aus der Schule ausschied. Auch seine Gesangsausbildung am

Salzburger Domsingknaben-Institut währte nur kurz: In den Schülerlisten vom 3. März 1871 findet sich seine Name und am 2. Juni 1872 wird hier vermerkt: „Josef Ritter muss wegen ständigem Ungehorsam aus dem Institut entlassen werden.“

Trotzdem wurde er an der Violine mit „gut“ und an der Klarinette mit „sehr gut“ benotet. Um sich und seine Mutter über Wasser halten zu können, so wird berichtet, nahm er einen Nebenjob im Salzburger k.k. Theater an und sammelte so

erste Bühnenerfahrung. Seine musikalischen Fähigkeiten verbesserte er auch als Klarinettist in einer Formation, die bei Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten im Umfeld der Stadt Salzburg auftrat.

Laut Ritters eigenen Ausführungen

wechselte er 1875 ans Konservatorium in München, um dort seine Ausbildung bis 1879 fortzusetzen. Vermutlich war mit „Konservatorium“ die „Königlich Musikschule“ gemeint. 1879 erhielt er sein erstes Engagement als Schauspieler und Sänger am Straßburger Stadttheater, ehe er 1880 Ensemblemitglied am Frankfurter Stadttheater wurde. In Frankfurt brillierte er unter anderem als „Melcthal“ in Gioachino Rossinis Wilhelm Tell.

Höhenflug in Hamburg

Doch erst sein Wechsel nach

Hamburg (1881) ans dortige Stadttheater ließ seinen Stern am Opernhimmel aufgehen. Seit 1868 war hier bereits der österreichische Bariton Rudolf Freisauff von Neudegg (1827-1893) unter dem Theaternamen „Freny“ erfolgreich. Josef Ritter wurde als „intelligenter und eleganter“ Spielbariton gefeiert. In dieser Zeit sang er Wagnerpartien, wie jene des Steuermanns in „Tristan und Isolde“ im Jahr 1883. Im selben Jahr wurde ihm in Hamburg die „Große Silberne Rettungsmedaille“ verliehen – für welche Tat ist derzeit noch unbekannt. In Hamburg heiratet er auch die damals umjubelte Altistin Marie Goetze (1865-1922). Doch allerspätestens mit dem Ende von Ritters Engagement in Hamburg trennten sich auch die Wege des Ehepaares Ritter – auch wenn die Ehe nach

derzeitigen Kenntnisstand nie geschieden wurde. Goetze erhielt im Herbst 1891 eine fixe Stelle an der königlichen Berliner Oper. Bereits zuvor nahm sie

regelmäßig Auftritte in New York wahr und um die Jahrhundertwende nahm sie bereits Schallplatten z.B. bei *Anker-Record* oder *Gramophone Concert Record* auf. Der Abschied der beiden aus Hamburg ist wahrscheinlich auch der Grund für die Widmung eines Lorbeerkranzes. Laut Gravur wurde dieser am 19. April 1890 „Dem hochverdienten Künstlerpaar Herrn Josef Ritter und Frau Gemahlin“ von einem unbekannten Gönner „G.S. & Frau“ überreicht. Der Kranz mit den Maßen 22 mal 20 cm, besteht aus Silberblech und Messing und ruht auf einem roten Samtkissen.

Wechsel an die Wiener k.k. Hofoper

Im August 1889 trat Josef Ritter erstmals an der k.k. Hofoper in Wien im Rahmen eines Gastspiels auf. Er sang dabei die Titelrolle des „Hamlet“ in der Oper des französischen Komponisten Charles Louis Thomas (1811-1896). Kritik und Publikum waren von seiner Stimme begeistert und spendeten „rauschenden Beifall“. Wenige Tage zuvor war sein Auftritt bereits der Höhepunkt des „Oberösterreichisch-salzburgischen Sängerbundfest“ gewesen. Er blieb seiner Heimat weiterhin treu und gastierte z.B. beim Festkonzert der Mozart-Centenarfeier 1891 in der Stadt Salzburg. Bei diesem Fest trat übrigens auch sein Hamburger Kollege Rudolf Freny (Freisauff) auf. 1893 widmete der, ebenfalls in Wien lebende, Komponist Theobald Kretschmann (1850-1919) „seinem Freund und dem verehrten Künstler Seppel Ritter“ drei Lieder.

Ritter wurde an die Hofoper berufen und erhielt vorerst einen 3-Jahres-Vertrag. Sein Debut in fixer Anstellung gab er am 1. August 1891 als „Barbier“ im „Barbier von Sevilla“. In

folgenden Jahren sang Ritter den Figaro in „Le Nozze di Figaro“, den Dr. Cajus in „Die lustigen Weiber von Windsor“ oder den John in „Das Heimchen am Herd“. Am öftesten trat er jedoch als „Gefängnisdirektor Frank“ in der „Fledermaus“ und den Peter in „Hänsel und Gretel“ vor das Wiener Publikum. Zusätzlich trat Ritter bei zahllosen anderen Gelegenheiten auf: So sang er 1894 in Anwesenheit von Johannes Brahms dessen „Ein deutsches Requiem“.

Der Rückzug nach Salzburg

Langsam aber sicher zeichnete sich – aus stimmlichen Gründen – sein Karriereende ab. Bereits im April 1905 legte er sein Amt als Präsident des Österreichischen Bühnenvereins zurück. Am Samstag den 17. Juni 1905 endete schließlich seine bemerkenswerte Karriere an der Wiener k.k. Hofoper: An diesem Abend sang Josef Ritter letztmalig in der „Fledermaus“ eine seiner Paraderollen. Vermutlich zu seinem Abschied aus Wien erhielt er – so die Gravur – am 15. Juni neuerlich einen Lorbeerkranz, dieses Mal mit der Widmung „Dem unvergesslichen Künstler“. Wobei ihm sein sehnlichster Wunsch – der Titel eines Kammersängers – bis zum Schluss verwehrt blieb.

Nach seinem Rückzug von der Bühne übersiedelte Ritter mit seiner Braut, Adolfine „Fini“ Hauffe (1858-1912) nach Salzburg-Parsch in den Heffterhof. Die aus Wien stammende Hauffe war von 1871 bis 1895 Ensemblemitglied des k.k. Hofopernballetts und zuletzt eine der Solotänzerinnen. Nach seiner Übersiedlung war Ritter noch voller Tatendrang und versuchte beispielsweise die Freimaurerei in Salzburg wieder heimisch zu machen. Er versuchte ein so genanntes „Kränzchen“ unter dem Namen „Mozart“ zu etablieren. Denn Ritter selbst war Mitglied der Freimaurer-Loge „Sokrates“ aus Pressburg. Mangels einheimischen Freimaurern setzte sich das Kränzchen aus Mitgliedern der Logen „Humanitas“, „Sokrates“, sowie der Münchener Loge

„Zur Kette“ und des Reichenhaller Kränzchens „Bruderkette am Untersberg“ zusammen.

Krankheit und Tod

Doch im Mai 1907 machten sich bei ihm, anscheinend aus heiteren Himmel, religiöse Wahnideen bemerkbar. In seinem Krankenakt wurde vermerkt, dass er am Nachmittag des 30. Mai nach Wien fahren wollte, um mit Kaiser Franz Joseph I. „über die Geistlichkeit zu sprechen“. Am Vormittag des nächsten Tages tauchte er dann in den Räumlichkeiten von Fürsterzbischof Johannes Baptist Kardinal Katschthaler (1832-1914) auf und behauptete mit dem Segen des heiligen Ruperts zu handeln. Laut damaligen Zeitungsmeldungen nötigte er auch Passanten, sich niederzuknien, um ihnen den Segen spenden zu können. Im Laufe dieses Tages wurde Ritter schließlich, begleitet von Polizei und Ärzten, in die Landesheilanstalt Maxglan eingeliefert. Die Ärzte standen seiner Geisteskrankheit hilflos gegenüber und verordneten Bäder und unter anderem täglich fünf Gramm Brom. Eine Änderung seines Zustands trat dadurch nicht ein und so verloren die Ärzte bald Interesse an ihrem prominenten Patienten. Wurde er in der ersten Woche nach seiner Einlieferung noch vier Mal untersucht, so war kam der Arzt im zweiten Halbjahr nur mehr zwei Mal vorbei.

Der Chefredakteur des Salzburger Volksblatts, Rudolf von Freisauff von Neudegg (1848-1916), wurde vom Gericht zu seinem Kurator bestellt. Freisauff war der Sohn des Hamburger Sängerkollegen Ritters, Rudolf Freny (Freisauff), und ein Freimaurer wie Ritter. Am 21. Juni 1911 verstarb Josef Ritter in der Landesheilanstalt. Bei seinem von hunderten Menschen besuchten Begräbnis am 23. Juni in der Kollegienkirche, dem Dom bzw. am Salzburger Kommunalfriedhof waren

zahlreiche

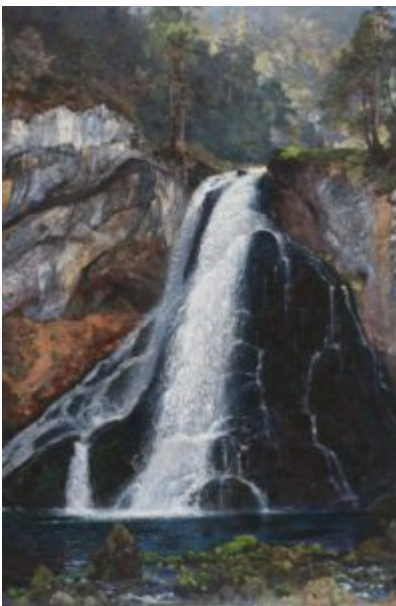
Mitglieder des Ausschusses des Mozarteum, unter anderem der Direktor des Mozarteums, Josef Reiter (1862-1939) vertreten. Seine Braut verstarb nur sieben Monate nach ihm, und so wurde der Nachlass der beiden im März 1912 in Salzburg

versteigert. Zwei Jahre später gelangten die beiden Lorbeerkränze über den damaligen

Salzburger Bürgermeister Max Ott (1855-1941) in den Besitz des Salzburg Museum.

Warum ist Josef Ritter heute

weitgehend vergessen? Wohl weil es von ihm, dem Sänger, am wesentlichsten fehlt: Tondokumente!



Der Gollinger Wasserfall

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen – Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Der kontinuierliche Ausbau der Bahnstrecken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erleichterte das Reisen und brachte die ersten Touristen ins Land. Für den Adel und das gehobene Bürgertum galt es als chic, auch längere

Aufenthalte am Land zu verbringen – damals liebevoll als „Sommerfrische“ bezeichnet. Naturschönheiten und Touristenattraktionen wurden erschlossen, eine gezielte Werbung setzte ein, um den „Fremdenverkehr“ zu fördern. Die ersten Ansichtskarten und Prospekte entstanden. In der Bildenden Kunst war es vor allem die Münchner Schule, die sich in besonderer Weise der Landschaftsmalerei mit Ansichten verschiedenster Sehenswürdigkeiten widmete.

Das großformatige Gemälde des Gollinger Wasserfalls zeigt die Stimmung eines Frühsommersmorgens. Während der Wasserfall mit seinen typischen Kaskaden und Seitenarmen noch im Schatten liegt und die tiefblaue Gumppe das fallende, schießende und zerstäubende Wasser auffängt, treffen die ersten Sonnenstrahlen auf die rechte obere Bildpartie. Räumliche Tiefe wird auf diese Weise suggeriert.

Eduard Gehbe kam nach dem Studium in München und Wien sowie verschiedenen Auslandsaufenthalten 1884 nach Salzburg, wo er zu einem Haupt der konservativen Künstlerschaft und zum bevorzugten Lieferanten von heimischen aber auch deutschen bürgerlichen Salons avancierte. Im Jahr 1884 entstanden in Golling mehrere Gemälde in spätgründerzeitlichem Realismus, den der Maler nach der Jahrhundertwende durch eine stimmungsträchtige Pastosität auflockerte. Eduard Gehbe bezog 1886 sein Atelier im damals neu gebauten Künstlerhaus in Salzburg. Im Jahr 1900 überreichten ihm 56 „Freude und Verehrer“ zu seinem 55. Geburtstag einen silbernen Lorbeerkranz, der im Salzburg Museum erhalten ist.

Um die Jahrhundertwende besuchte Geheimrat Ludwig Heintzel, der Entwicklungsingenieur und technische Leiter der Deutsche Windturbinen-Werke Rudolph Brauns GmbH (später: Vereinigten Windturbinen-Werke AG) in Dresden, das Land Salzburg. Er kaufte vom Künstler das monumentale Gemälde für seine an der Elbe am Hindenburgufer (heute Käthe-Kollwitz-Ufer) gelegene Villa. Es wurde in eine Kiste verpackt und per Eisenbahn nach Dresden transportiert. Dort überlebte es im Februar 1945 wie durch ein Wunder die furchtbare Zerstörung der Stadt in den vier Angriffswellen im Feuersturm der Royal Air Force und der U.S. Army Air Force.

Die Familie des Ur-Ur-Enkels von Geheimrat Heintzel wünschte sich, dass dieses Bild an seinen Ursprung zurückkehrt. Sie verkaufte es der Fördervereinigung Museum Burg Golling und brachte es im Dezember 2017 persönlich nach Golling.

Die aufwändige Restaurierung von Gemälde und Rahmen führte Dipl. Restaurator Mag. Alexander Lassnig in Oberalm aus. Das Museum Burg Golling ist bereits seit Jahrzehnten im Besitz eines anderen Gemäldes von Eduard Gehbe, welches dieser ebenfalls 1884 in Golling gemalt hat. Mit diesem Neuzugang ist die Sammlung von „Gollingensien“ um ein wunderbares Objekt reicher geworden.



Namenstagbrief an Pater Gabriel Pacholik

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien
Neue Wiener Friseur-Zeitung
Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital
Salzburger Chronik
Salzburger Volksblatt
Salzburger Zeitung
Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.
Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.
Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.
M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiren, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.
Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Anlässlich seines Namenstages wird dem Benediktinerpater Gabriel Pacholik von seinen Mitbrüdern, allen voran Pater Michael Zirwik, ein Brief in italienischer Sprache zugesandt.

Pacholik und Zirwik studierten von 1868 bis 1870 in Rom, wurden überdies gemeinsam eingekleidet (24.9.1867) und legten ihre Profess gemeinsam ab (25.9.1867).[\[1\]](#) Die italienische Sprache wurde gewählt, um P. Gabriel zu überraschen und ihm eine Freude zu bereiten.

Dieser Brief stellt ein Zeugnis der privaten schriftlichen Kommunikation unter Ordensbrüdern dar.

Der bevorstehende Namenstag des Paters Gabriel (1844–1900)[2] sowie der noch ausstehende Dank für ein gelungenes Geschenk sind Anlass dafür, dass Michael Zirwik (1840–1911)[3] am 17.3.1872 einen Brief an ihn verfasst, der auch von mehreren Mitbrüdern unterzeichnet wird.

Diese Tat, so setzt der Verfasser in den ersten Sätzen des Briefes voraus, wird P. Gabriel vorausgesehen haben; das Schreiben in italienischer Sprache wird ihn jedoch überraschen. Dass überhaupt auf Italienisch geschrieben wurde, liegt an der Zuneigung zu dieser Sprache, die der Verfasser (aber auch der Empfänger) des Briefes hegt. Darüber hinaus verweist die Wahl auf die gemeinsam verbrachte Zeit in Rom in der näheren Vergangenheit.

Michael Zirwik ruft noch einmal die Einkleidung der Brüder in Erinnerung und hält fest, dass der Empfänger des Briefes seither den Ordensnamen Gabriel trägt. Persönliche Angelegenheiten kommen im Brief zur Sprache. So gibt Michael Zirwik an, dass ihm zu Ohren gekommen sei, dass P. Gabriel an Gewicht zugenommen habe. Er versichert aber zugleich, ihm deswegen keine Vorhaltungen zu machen.

Die klösterlichen Aufgaben, die Michael Zirwik zu erfüllen hat, er ist etwa Senior geworden, werden kurz gestreift. Dabei spielt in der Art des Austauschs die freundschaftliche Verbundenheit von Verfasser und Empfänger eine große Rolle. So folgt nach der Bemerkung, dass er nun auch das Amt des Seniors innehatte der wohl sarkastisch gemeinte Ausruf *Oh che felicità*. (Oh, welch Freude.): Denn unmittelbar daran folgt die Beschwerde über die vielen Leistungen, die er zu erbringen habe und die wenigen Gegenleistungen, die er erhalte.

Am Briefende wird P. Gabriel darum gebeten, zumindest einige Zeilen als Antwort zu schreiben – alle Mitbrüder würden sich darüber freuen.

Neben Michael Zirwik unterschreiben noch acht Brüder den Brief. Frater Gregor Reitlechner (1849–1929)[4] richtet dabei als Einziger einen persönlichen Gruß an Gabriel Pacholik. Hier wird auch der Ort genannt, an dem sich P. Gabriel nun aufhält: die Gemeinde Dornbach, in der er im Jahr 1872 kurzzeitig lebte und die von 1888 bis zu seinem Tod erneut seine Heimat wurde.[5] Fr. Gregor wiederholt zwar die Bitte um ein Schreiben, erbittet jedoch von P. Gabriel auch Fotografien. Das Porträt des P. Gabriel Pacholik aus dem Nachlass von P. Gregor Reitlechner ist heute noch erhalten.[6]

Dieser Brief zeugt vom privaten Interesse des Schreibers an einer Fremdsprache. Wiewohl er sich um die korrekte Verwendung bemüht, so sind doch grammatikalische wie orthographische Fehler auszumachen, die den Urheber Zirwik als deutschen Muttersprachler ausweisen.

Buchstabengetreue Übertragung des Originals

S. Pietro gli 17/3 1872

Carissimo D. Gabriele!

Non inaspettato ti verrà questo segno di riconoscenza fraterna, sapendo tu bene assai quanto ti deviamo. Ma che sarebbe una lettera italiana che ti porterebbe insieme le congratulazioni per la tua fausta festa onomastica e il ringraziamento per il tuo dono magnifico con cui si è fatto della nostra cappella del Noviziato un tempio magnifica della madonna nostra, questo forse non avresti pensato mai, e non sarestesi fatto mai se il *deutsche Michl* non fosse pazzo per la dolce sonante angelica paradisiaca lingua italiana. Ma terminiamo le ciarle e veniamo ai fatti.

È dunque arrivato il giorno felice per te, che ti richiamo il 24 Settembre dell'anno 1867 ove con sentimenti curiosi ci accostammo all' Altare per ricevere dalle mani del nostro Rmo Abate lo scapolare di S. Benedetto che fu accompagnato dal nome Gabriele per te. Sai bene il significato del tuo nome monastico, e cattive lingue dicono che tu già cominci a verificarlo materialmente, ingrassandoti non poco. Ma fosse anche così, io non potrei farti rimproveri perchè già sai il mio vizio di esser avverso alla magrezza. Ma sempre valendo il proverbio, curandum est ut sit mens sana in corpore sano, mi fa molto piacere il saperti star bene di corpo, perchè così starai anche bene di anima.

La cappella nostra è oramai una delicia per tutti, e vedrai miracoli se per caso tosto o tardi ci farai una visita. Io sono un poco occupato come sempre. Qualche volta la testa mi comincia a saltare, e di più sono anche fratello Senior. Oh che felicità. Se si tratta di ottener qualche cosa tutti sanno che io lo devo fare, ma se io desidero qualche picciola cosa, so bene che non mi riuscirà. Ma qualche cosa ho ottenuta. Nelle congreghe mariane si fanno discorsetti detti a memoria e non vi è se non D. Wolfgango che non ne avrebbe fatto ancora. [sic] D. Egidio traduce dal francese in italiano che fa proprio piacere, e cioè senza che avesse mai veduto una grammatica francese.

Io mi occupo molto di linguistici studii e se è vero quello che dice il P. Gianuzzi che ognuno ha il suo ramo (di pazzia) allora è deciso che io sono pazzo per gli studii die grammatica comparata.

Ma posso ancor maltrattarti con una chiachiera più lungo? Non ne ho il coraggio. Ed è perciò che ti dico che tutti qui giù sottoscritti e anche tutti gli salutano cordialmente e te e D. Pietro e D. Anselmo.

Se il tempo telo concedesse scrivici una volta almeno qualche righe e ti assicuro che lo desiderano tutti i tuoi Confratelli qui sottoscritti:

D. Michele Zirwik

P. Columbanus Meuth mp

Cfr. Aegidius O.S.B. [Klimetschek]

P. Wolfgang Schwanke [auch: Schwenke]

P. Martin mp [Krach]

Fr. Rupert Grassl

Fr. Virgil Weitgasser.

Fr. Coelestin Dittel mp

Fr. Gregorius Reitlechner *wünscht zum Namensfest das Beste. Denke ich doch so oft an Sie. Bitte um ein Gleiches besonders in sacrificio Missae. Beglücken Sie mich bald mit einem Schreiben und Ihrer Photographie nebst der von Dornbach.*

[1] Vgl.: Hermann: *Profeßbuch*. 1960, S. 408. Und Hirtner: *Das Kloster St. Peter in Salzburg und seine Beziehungen zu Böhmen und Mähren*. 2017, S. 202 und S. 208 Fußnote 49.

[2] Erzbischöfliches Ordinariat: *Kath. Pfarrgemeinde Dornbach*. 1940, S. 8.

[3] Hermann: *Profeßbuch* 1960, S. 408.

[4] Vgl.: Hermann: *Profeßbuch*. 1960, S.411.

[5] Hermann: *Profeßbuch*. 1960, S. 408.

[6] Archiv der Erzabtei St. Peter, Foto B 654



„Mietskaserne“ Schloss Mirabell

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Das Schloss Mirabell wurde im Jahr 1870 von der Stadtgemeinde Salzburg gemeinsam mit zahlreichen anderen Immobilien vom k.k. Ärar angekauft. Vom Glanz vergangener Tage war allerdings nur mehr wenig übrig: Der große Stadtbrand am 30. April 1818 hatte das Gebäude arg in Mitleidenschaft gezogen und der Wiederaufbau bzw. die Sanierung sollte, auf Befehl von Kaiser Franz II. (I.) von Österreich (1768-1835), „mit der möglichsten Schonung für die Finanzen“ geschehen. Das Ergebnis dieses Sparkurses ist unter anderem die heutige schlichte Schlossfassade.

Nach der Sanierung, die mehrere Jahre benötigte, wurde das Schloss nur mehr selten von der kaiserlichen Familie besucht. Und so wurde das Schloss vom Salzburger Fürsterzbischof Maximilian Joseph Ritter von Tarnóczy (1806-1876) als Wohnsitz genutzt. Zeitgleich räumte der Kaiserhof einem Weggefährten des Tiroler Freiheitskämpfers Andreas Hofer, Kapuzinerpater Joachim Haspinger (1776-1858), eine Gnadenwohnung im Schloss ein. 1870 kaufte die Stadt Salzburg somit keine leerstehende Immobilie, sondern ein von zahlreichen Mietern bevölkertes Gebäude.

In der Grafiksammlung des Salzburg Museum haben sich mehrere Pläne mit dem

Titel „Mirabell-Schloss“ erhalten (Abb. 1–3). Die Pläne sind in gewissem Maße abstrakt, denn der Zeichner konstruierte quasi ein Schloss in dem es nur rechte Winkel gibt. Doch in der Realität sind die Fensternischen unterschiedlich abgeschrägt, verschiedene Mauerstärken, Mauernischen und Vorsprünge wurden auch nur unzureichend berücksichtigt. Die Ursache dürfte wohl darin zu sehen sein, dass sich der Zeichner mehr am im Hintergrund sichtbaren Raster, denn an der Natur orientierte.

Der Plan bietet eine Raumnummerierung und eine Zuordnung einzelner Bereiche zu bestimmten Personen oder Institutionen. Am Plan für den 2. Stock wurde auch die verwendete Maßeinheit – nämlich „Klafter“ – angegeben. Ein Kästchen des Rasters entspricht dabei einem „Klafter“, also 1,896 Meter. Da die Einheit „Meter“ als verbindliches Längenmaß in der Monarchie erst am 1. Jänner 1876 eingeführt wurde, muss der Plan also davor angefertigt worden sein. Die Stadtverwaltung dürfte damals zahlreiche Abzüge der Pläne bestellt haben, da sich im Stadtarchiv Salzburg ähnliche Grundrisse erhalten haben. Gedruckt wurden die Pläne in der Lithographischen Anstalt von Norbert Kränzl (1829–1877) in der Griesgasse Nr. 330 (heute Nr. 29) in der Stadt Salzburg

Der Plan des Parterres gibt zusätzlich die Länge und die Breite des Schlosses an – ebenso wurden in einigen Zimmern die Maße angegeben. Die Breite des Schlosses wurde mit 35 (Wiener) Klafter und die Länge mit 42 Klafter 5 Fuß angeführt. Umgerechnet würden sich für die Breite bei der Gartenseite somit 66,37 Meter ergeben – tatsächlich sind es 73 Zentimeter mehr. Die historische Längenangabe ergibt 81,23 Meter – tatsächlich beträgt die Länge aber 82,39 Meter. Der Messfehler von fast einem Meter könnte auf die Gartenmauer zurückzuführen sein, die auf dieser Seite bis ans Gebäude reicht. Neben der Gebäudegröße zeigen die Pläne, dass nahezu jeder Raum mittels eines Ofens beheizt werden konnte. Weniger rosig war die sanitäre Situation: Im Erdgeschoss existierten – vermutlich seit Mitte der 1880er-Jahre – vier Toiletten für acht Mieter sowie die Militärbehörden. Ergänzt wurden diese durch eine WC-Anlage mit drei Toiletten im nordöstlichen Eck des Schlosses. Luxuriöser hatten es die adeligen Mieter des 1. Stocks. Hier teilten sich drei Mieter fünf Toiletten. Im 2. Stock hingegen war die Lage wieder angespannter; für zehn Nutzer gab es nur sechs WCs

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Pläne den Stand der

Mietverhältnisse an einem unbekannten Stichtag rund um das Jahr 1886 wiedergeben sollen. Ob der Plan seinerzeit allerdings fehlerfrei beschriftet wurde – also alle Mieter richtig vermerkt wurden – lässt sich heute nicht mehr überprüfen.

Wenn wir unseren Rundgang im Erdgeschoss beginnen, so sticht hier gleich eine Arztordination ins Auge: Im südwestlichen Eck des Parterres (in Richtung Mirabellgarten) hatte der „Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten und Electrotherapie“, Dr. Josef Halbeis (1849-1943), seine Ordinationsräumlichkeiten. Für die Ordination, sie war täglich von 10 bis 12 Uhr geöffnet, hatte Dr. Halbeis 400 Gulden Jahresmiete zu bezahlen. Der aus Tirol stammende Halbeis ordinierte aber nicht nur im Schloss, sondern er wohnte auch im Schloss und zwar im 2. Obergeschoss. Hierfür waren weitere 420 Gulden fällig. Von 1894 bis 1909 war Halbeis auch Präsident der Salzburger Ärztekammer.

Eine Wohnung zu ebener Erde hatte Barbara Schmidt (k.k. Hofgärtnerswitwe; 1807-1896), die hier auch starb. Das Erdgeschoss war – da hier auch die Miete je Quadratmeter niedriger war – in weiblicher Hand. So wohnten noch Amalie Seitner (k.k. Landesforstinspektorswitwe; 1833-1905), Johanna Urban und Wilhelmine Zeppezauer im Parterre. Auf der Südseite des Hofes befanden sich einige Militärbehörden. Ebenfalls im Erdgeschoss war die Hausmeisterwohnung, sowie ein Lager des k.k. Hofantiquars Albert Pollak (1833-1921). Pollak erhielt 1873 als erster Jude das Salzburger Bürgerrecht und zählte zu den alteingesessenen Nutzern des Schlosses.

Wesentlich elitärer waren die Mieter des 1. Stock – der Beletage. Die mit Abstand größte Fläche im ganzen Gebäude stand Marie Mathilde Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen (1814-1888) zur Verfügung. Die Fürstin hatte Räumlichkeiten in drei Stockwerken angemietet. Sie wohnte gemeinsam mit ihrer Tochter, Prinzessin Marie (1837-1921), sowie der langjährigen Hofdame und Obersthofmeisterin Hyacinthe Auguste Gräfin von Topor-Morawitzky (1841-1907), von 1874 bis zu ihrem Tod im Juni 1888 in Schloss Mirabell. Wie damals üblich wurde sie nach ihrem Tod in ihrer Wohnung aufgebahrt – in ihrem Fall war dies der Marmorsaal. Übrigens hatte die Fürstin stolze 1.700 Quadratmeter Wohnfläche angemietet. So viel Wohnraum hatte auch damals schon seinen Preis: Die Fürstin zahlte 4.350 Gulden Jahresmiete

Ebenfalls eine größere Wohnung hatte der Obersthofmeister von Erzherzog Ludwig Viktor von Österreich (1842–1919), der zu dieser Zeit bereits in Schloss Klessheim wohnte. Obersthofmeister Franz Cajetan Freiherr von Wimpffen (1829–1922) hatte seit den 1860er-Jahren Räumlichkeiten im Schloss gemietet. Waren es anfangs nur Abstellräume im Erdgeschoss so bewohnte er später eine große Wohnung im 1. Stock. Hier residierte er mit seiner Frau Bertha Antonia (1839–1908), einer geborenen Gräfin Kottulinsky. Die beiden waren seit 1859 verheiratet und hatten gemeinsam zwei Söhne und drei Töchter, die alle noch im Schloss Klessheim, dem früheren Wohnsitz der Familie, zur Welt kamen. Vermutlich wohnten damals noch sein jüngerer Sohn Karl Rudolf (*1869) und seine jüngste Tochter Adelheid Ernestine (*1870) im selben Haushalt. Letztere sorgte 1906 durch ihre Hochzeit mit dem Lungauer Bezirkshauptmann Dr. Karl Freiherr Dückher von Haßlau (1870–1923) in der Kapelle von Schloss Mirabell für Schlagzeilen.

Im Vergleich zu den adeligen Mietern wohnte Regierungsrat Ludwig Johann Sauter (1834–1904) wesentlich bescheidener. Sauter bewohnte jenen Gebäudeteil im 1. Stock der damals noch „Zimmerwärter-Stöckl“ bezeichnet wurde. Heute befindet sich im Erdgeschoss dieses Trakts ein italienisches Bistro. Der Regierungsrat lebte gemeinsam mit seiner Ehefrau Natalie (geb. Freiin von Weiß) (*1847), der Tochter des ehemaligen Landesgerichtspräsidenten, auf rund 160 Quadratmeter. Vor seiner Übersiedlung nach Salzburg war er Pongauer Bezirkshauptmann (1878–1883), ehe er Salzburger Bezirkshauptmann wurde. Bis zu seiner Pensionierung brachte er es noch bis zum Hofrat der Salzburger Landesregierung.

Und schließlich führt uns unser Rundgang noch ein Stockwerk höher ins 2. Obergeschoss: Auch hier hatte Fürstin Sondershausen einige Räumlichkeiten angemietet. Angrenzend an die fürstlichen Gemächer wohnte – in Richtung des Mirabellgartens – im südwestlichen Eck Rudolf Freisauff von Neudegg (1848–1916). Freisauff war Redakteur und später Chefredakteur des Salzburger Volksblatts. Dem Redakteur und Schriftsteller dürfte die Miete von 420 Gulden allerdings zu hoch gewesen sein, denn bis Miete 1882 stieg sein Mietrückstand kontinuierlich auf rund 100 Gulden an. Freisauff erwarb sich vor allem durch seine Sagensammlung Verdienste.

Die Wohnung zwischen Freisauff und dem bereits erwähnten Dr. Halbeis

bewohnte Freifrau von Helmreich. Im Nordtrakt – mit Blick in den Kurgarten – wohnte Anna Edle von Schmelzing und Werstein (geb. Schattenfroh) (1818–1895). Frau von Schmelzing war zum Zeitpunkt der Planerstellung bereits verwitwet. Ihr Ehemann war k.k. Landesgerichtsrat Josef Ritter von Schmelzing und Werstein gewesen. Anlässlich des Todes von Frau von Schmelzing wurde ihr verstorbenen Ehemann am Sebastiansfriedhof exhumiert und gemeinsam mit seiner Frau am Kommunalfriedhof beigesetzt.

Die Eckwohnung bewohnte Frau Anna Taux (1819–1907). Taux hatte von ihrer Wohnung einen Blick auf den Kurgarten und auf den Mirabellplatz. Die aus Prag stammende Sängerin Anna Taux wurde als Anna Freiin Dubsky von Wittenau geboren und heiratete 1850 den früh verstorbenen Kapellmeister und Direktor des „Dom-Musik-Verein und Mozarteum“ Alois Taux (1817–1861). Frau Taux war also auch schon verwitwet. In den Plänen wurde sie daher als „Domkapellmeisters-Witwe“ bezeichnet, ihren Lebensunterhalt verdiente sie am Theater. Von den acht gemeinsamen Kindern lebten damals nur mehr vier.

Gleich nebenan wohnte Oberingenieur Josef Dauscher (1830–1889), der Leiter des städtischen Bau- und Wasseramts. Unter Dauschers Leitung wurde der Salzburger Kommunalfriedhof geplant und ausgeführt. Der Witwer Dauscher verstarb im März 1889 nach kurzer Krankheit im Schloss Mirabell.

Sein direkter Nachbar war August Eggendorfer. Eggendorfer war am k.k. Landesgericht Salzburg beschäftigt und trug den Titel eines k.k. Oberlandesgerichtsrats. Er war einer der langjährigsten Mieter des Schlosses und wohnte bis 1893 im Schloss. Sein Nachbar, der pensionierte k.k. Finanzrat Karl Wolf (1810–1889) verstarb im Jänner 1889 in seiner Wohnung.

Und schließlich gab es im 2. Stock noch die Dienstwohnung für Stabsoffiziere mit ihren regen Mieterwechsel. Stolz 217 Quadratmeter Wohnfläche mit Blick auf den Mirabellgarten und die Festung waren inbegriffen.



Schleifstein einer Kugelmühle

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier,

Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Während es heute im Land Salzburg nur mehr zwei mit Wasser betriebene Kugelmühlen gibt, war die Situation in der Blütezeit eine andere: Im 18. Jahrhundert produzierten rund 50 Betriebe mit über 500 Gängen (Kugelmühlen) bunte Marmorkugeln von unterschiedlicher Größe.

In Salzburg wurden, ebenso wie in Berchtesgaden, im 18. Jahrhundert aus Marmorabfällen oder aus Bachsteinen Kugeln produziert. Die Salzburger Produktion wurde auch in einschlägigen zeitgenössischen Werken erwähnt, wie in der „Oekonomisch-technologische(n) Encyclopädie“ des Johann Georg Krünitz (1728-1796) aus dem Jahr 1791.

Die Kugeln wurden als Spielzeug (Murmeln), Munition oder auch als Ballast für Segelschiffe verwendet. Die meisten Kugeln dürften ab der Mitte des 17. Jahrhunderts für den Export produziert worden sein. Ab den 1740er-Jahren wurden die Kugelmühlen des Erzstifts Salzburg auch besteuert und somit existieren einige Unterlagen. Der Hobbyhistoriker Hans Freundlsperger (1873-1943) hatte darüber im Jahr 1919 in einem Beitrag in der Salzburger Landeskunde der Öffentlichkeit berichtet.

In Salzburg gab es Ende des 18. Jahrhunderts Kugelmühlen in den Pfliegerichten Glanegg, Laufen, Mattsee, Neuhaus (Gnigl), Neumarkt, Staufenegg (Piding), Wartenfels (Thalgau) und in der Stadt Salzburg. Die Kugeln wurde damals z.B.

auch „Schusser“, „Dascher“ oder „Palkugeln“ genannt. Bis zur fertigen Kugel musste die Mühle bei kleineren Kugeln 24 Stunden und bei größeren bis zu vier Tage lang laufen. So wurden im Jahr 1797 im Land Salzburg rund 4,3 Mio. Kugeln produziert. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die Anzahl der Kugelmühlen drastisch zurück.

Beim hier präsentierten Objekt handelt es sich um den Bodenstein einer Kugelmühle. Der so genannte „Schleifer“, „Gleger“ oder „Glegert“ bestand aus Flyschsandstein, hatte einen Durchmesser von 60 bis 80 cm und war fix im Boden verankert. Der Sandstein stammt in den meisten Fällen vom Ulrichshögl (Ainring).

Die grob würfelförmig zugehauenen Steine wurden in die eingemeißelten Rillen gelegt und darauf wurde der sich drehende Läufer oder „Stock“ aus Hartholz gelegt. Auf diesem „Läufer“ waren auch die Schaufeln montiert, über die ihn das Wasser antrieb. Für das Ende des 18. Jahrhunderts ist auch eine detaillierte Beschreibung einer Kugelmühle mit den Bezeichnungen der Einzelteile bekannt: Da gab es eine Wührwand, den Hirnbäumen oder den Floderteufel.

Die roten Adneter Steine und besonders die bunten Tropfmarmore (Oberrhätischer Riffkalk) waren und sind auch heute noch als Murmeln (Marmorkugeln) sehr beliebt.



Plan-Skizze zur Erweiterung der Stadt Salzburg

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen – Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische

der Kunst von den Firsiroti, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilt wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Zu Jahresende 1859 verlor die Stadt Salzburg ihren Status als Festung, damit fiel aber auch das „fortifikatorische Bauverbot“, das bis dahin die Bautätigkeit im Weichbild der Befestigungsanlagen entscheidend gehemmt hatte. Der Weg zur Erweiterung der Stadt war nun frei und setzte eine Phase intensiver Diskussion über die weitere Zukunft der Stadt in Gang.

Bereits in den 1850er Jahren begann man mit der Regulierung der Salzach im Stadtgebiet und befestigte die Ufer vom damaligen Fischmarkt (heute Ferdinand-Hanusch-Platz) Richtung Klausentor.

Zu Jahresbeginn 1860 wurde der Festungscharakter der Stadt aufgehoben und damit auch das „fortifikatorische Bauverbot“ gefallen, das bis dahin die Bautätigkeit im Weichbild der Befestigungsanlagen entscheidend gehemmt hatte. Bauwerber hatten sich verpflichten müssen, im Kriegsfall ihr Gebäude auf eigene Kosten zu demolieren.

Die Eröffnung der Eisenbahnlinien und die Möglichkeit der Erweiterung der Stadt durch die Schleifung der Befestigungsanlagen beflügelten die liberale Aufbruchsstimmung. Die Stadt sollte an den pulsierenden Verkehr angebunden, die Gewerbe und Geist einengenden Fortifikationen gesprengt, die Stadt erweitert und mit Licht und Luft durchströmt werden sowie die „Bodenspeculation in Bezirke tragen (...), in denen sie bisher unbekannt war“ (Rudolf Eberstadt).

Die erforderlichen Gründe sollten durch die Regulierung des rechten Ufers der Salzach von der Karolinenbrücke im Süden bis zur Eisenbahnbrücke im Norden sowie durch die Schleifung der Befestigungswälle vom Linzer Tor im Osten bis zur Salzach gewonnen werden. Im Mai 1861 konstituierte sich ein Stadterweiterungskomitee, dem Mitglieder des Gemeinderates, Experten des städtischen Bauamtes und Fachleute der Baubranche angehörten. Als Ziele der Stadterweiterung formulierte das Komitee: die Beseitigung der Wohnungsnot und die Schaffung von gewerblichen Betrieben. Dabei sollten im Sinne einer

„Saisonstadt“ repräsentative Stadtvillen entlang des Salzachufer zum Sommeraufenthalt in Salzburg anregen und Zinshäuser Wohnbedürfnisse der Mittelklasse befriedigen.

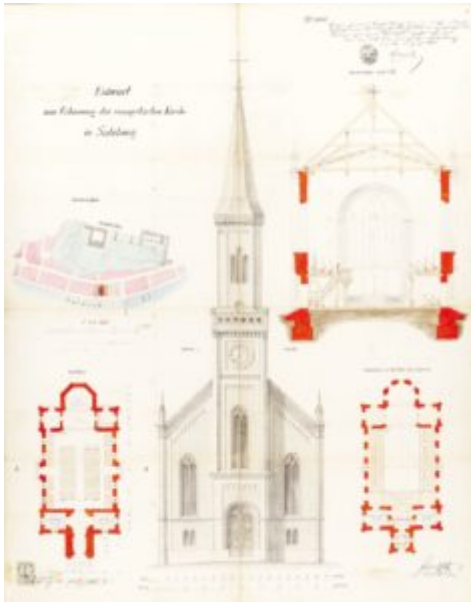
Ende November 1861 legte der Wiener Architekt Rudolf Bayer im Auftrag des Komitees einen ersten (hier abgebildeten) Planentwurf vor. Die Planung ist großzügig angelegt: lockere Verbauung mit Zinshäusern mit vergleichsweise großen Innenhöfen, eine durchreichende Zeile von mit repräsentativen Landhäusern und urbanen Vorgärten entlang des rechten Salzachufer. Öffentliche Parkanlagen mit verschlungenen Wegen, reicher Bepflanzung, aufgelockert durch Teiche hätten dem hygienischen Slogan der Zeit „Luft und Licht“ entsprechend vom ehemaligen Linzer Tor bis zum Salzachufer eine Schneise durch verbautes Gebiet geschlagen. Dieser Grünkeil war mit einem künstlich geschaffenen Aussichtspunkt mit Blick auf die Altstadt und die Vorstadt Mülln abgeschlossen. Eine große Schwimm-, Bade- und Turnanstalt, eine eigene Festhalle, ein Zirkus sowie ein Exerzier- und Dultplatz hätten für urbanes Vergnügen gesorgt. Ein Theater und eigene Gebäude für Kunstverein und Mozarteum hätten Kunst- und Kulturgenuß und das Museum Carolino Augusteum mit zoologischem Garten bürgerliche Bildungsansprüche bedient.

Der Entwurf Bayers vereinte Ländliches und Städtisches zum Leitbild einer „Saisonstadt“, in der die Sommergäste gemeinsam mit den Einheimischen auf den schattigen Alleen entlang des Ufers promenieren und den Blick auf die schöne Stadt genießen.

Der Erwerb der freiwerdenden militärischen Bauwerke im Bereich des Lederertores und die durch eine künftige Regulierung zu gewinnenden Gründe am rechten Salzachufer durch die Stadtgemeinde scheiterten zunächst aber an den hohen finanziellen Forderungen des staatlichen Aerars. In dieser Situation bot sich der Eisenbahnunternehmer Karl Schwarz an, die Regulierung auf eigene Kosten durchzuführen, wenn er im Gegenzug die so gewonnenen Baugründe selbst verwerten dürfe. Zu Jahresende 1861 erhielt Schwarz für sein Vorhaben die kaiserliche Sanktion. In der Folge legte Schwarz eine Reihe von Planungen vor.

Auch der Erwerb der Befestigungswälle im Norden drohte zunächst auch an den finanziellen Vorstellungen des Aerars zu scheitern. Erst nach mehrmaligen Bittgesuchen schenkte Kaiser Franz Joseph I. 1866 der Stadtgemeinde die

Befestigungswälle zwischen Mirabell- und Linzer Tor. Bedingt durch die Folgen der Weltwirtschaftskrise 1873 wurde dieses Gebietes jedoch nur allmählich verbaut.



Plan für die Erbauung einer evangelischen Kirche

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital
Salzburger Chronik
Salzburger Volksblatt
Salzburger Zeitung
Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.
Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.
Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.
M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.
Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Auf den Stadterweiterungsgründen entlang der Salzach wurde 1863 der Grundstein für die evangelische Friedenskirche (heute Christuskirche) gelegt. Aus einem Architektenwettbewerb ging Jacob Götz als Sieger hervor. 1867 wurde die Kirche geweiht.

Nach der Vertreibung der Protestanten aus Salzburg 1731/32 wanderten erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder vereinzelt Evangelische zu. Das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. (1781) duldete die Protestanten zwar, eine öffentliche Religionsausübung war ihnen jedoch untersagt. 1840 wurde erstmals in Salzburg in der Wohnung des Hofgärtners Schulz wieder eine Abendmahlfeier abgehalten. Ab 1841 stellte der bayerische König Ludwig I. den Empfangssaal des Schlosses Leopoldskron den Evangelischen zur Verfügung. 1862 gestattete schließlich der Salzburger Gemeinderat die Benutzung des Rathaussaales.

Das Protestantenpatent (1861) anerkannte den Protestantismus als gleichberechtigte Religion. 1863 wurde schließlich die Salzburger „Evangelische Gemeinde“ im Rathaussaal gegründet. Noch im selben Jahr konnte der Grundstein für die Friedenskirche (heute Christuskirche) auf den Stadterweiterungsgründen gelegt werden.

Nach einem Architektenwettbewerb entschied sich das evangelische Presbyterium für den im einfachen Rundbogenstil gehaltenen Entwurf von Jakob Götz. 1867 wurde die Kirche eingeweiht.



Panorama von Salzburg

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

1866 veröffentlichte das Salzburger Fotoatelier Baldi & Würthle vier große Hemioramen (Halb-Panorama-Aufnahmen) der Stadt Salzburg. In der Salzburger Zeitung hieß es, die „pantascopischen Aufnahmen“ würden sich „durch eine außerordentliche Schärfe und Klarheit“ sowie durch einen „tiefen, weichen Ton“ auszeichnen. Das Panorama zeigt die Stadt Salzburg am Beginn der Stadterweiterung in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Bilder wurden mit einer damals neu auf den Markt gekommenen, von Emil Busch entwickelten Pantoscop-Kamera, die erstmals ein Weitwinkelobjektiv verwendete, aufgenommen.

Das Panorama, fotografiert vom gut 600 Meter hohen Kapuzinerberg aus, folgt einem beliebten Blick auf die Stadt, den schon Vedutisten früherer Jahrhunderte eingenommen hatten. Der Fotograf präsentiert die Stadt als „schöne Stadt“ vor einer beeindruckenden Gebirgsszenerie. Man ist wohl an den Alexander Humboldt zugeschriebenen Ausspruch, der so nie gefallen ist, erinnert, dass Salzburg, Neapel und Konstantinopel zu den schönst gelegenen Gegenden der

Welt gehörten. Jedenfalls ist dieses Panorama, genauso wie der kolportierte Ausspruch Humboldts, Tourismuswerbung.

Salzburg hatte den „Fremdenverkehr“ für sich entdeckt und schickte sich an, sich zur „Saisonstadt“ zu entwickeln. „Sommerfrischler“ were welcome. Eisenbahn und Stadterweiterung beflügelten den Tourismus. Erste Hotels (Nelböck 1861, Hotel de l'Europe 1865, Österreichischer Hof 1866) öffneten, 1868 nahm die Badeanstalt ihren Betrieb auf, 1872 wurden Kursalon und Kurpark ihrer Bestimmung übergeben. Die boulevardartige Schwarzstraße vermittelte den Eindruck von Mondänität, weitere touristische Attraktionen folgten.

Auch der Blick auf die Stadt offenbart die Versuche, Anschluss an die neue Zeit zu finden. Noch engt die barocke Festungsmauer am südöstlichen Rand die Entwicklung der Stadt ein, aber offene Längswerke im Flussbett befördern die Verlandung, ein Prozess der im Norden (rechts im Bild) bereits abgeschlossen ist und Baugründe gewonnen sind. Der Turm der Franziskanerkirche (ehemals Pfarrkirche) verliert gerade seine barocke Zwiebelhaube, um einem neugotischen Spitzturm Platz zu machen. Noch präsentiert sich der Rücken des Mönchsberges unbewaldet. Ehedem hatten die Kanonen der Festung freie Schussbahn verlangt. Salzburgs Weg zu Urbanität und Modernisierung wurde durch die Weltwirtschaftskrise der 1870er Jahre unterbrochen.